

Zu spät *Marbod Jaeger*
geschaltet
*In 35 Etappen zum
Rennradwahn*

Delius Klasing Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage
ISBN 978-3-7688-5346-0
© Moby Dick Verlag GmbH, Hamburg

Lektorat: Klaus Bartelt, Ute Maack
Titelfoto: picture alliance / Image Source
Fotos: Marbod Jaeger
Umschlaggestaltung: Buchholz.Graphiker, Hamburg
Satz: Fotosatz Habeck, Hiddenhausen
Printed in Germany 2012

Alle Rechte vorbehalten! Ohne ausdrückliche Erlaubnis
des Verlages darf das Werk weder komplett noch teilweise
reproduziert, übertragen oder kopiert werden, wie z. B.
manuell oder mithilfe elektronischer und mechanischer
Systeme inklusive Fotokopieren, Bandaufzeichnung und
Datenspeicherung.

Vertrieb: Delius Klasing Verlag, Siekerwall 21, D - 33602 Bielefeld
Tel.: 0521/559-0, Fax: 0521/559-115
E-Mail: info@delius-klasing.de
www.delius-klasing.de

Für Wayne

»Die Kunst ist, einmal mehr aufzustehen,
als man umgeworfen wird.«

Winston Churchill

»Nimm ein Fahrrad. Du wirst es nicht bereuen,
falls du es überlebst.«

Mark Twain

Inhalt

Aufwärmrunde	II
Startaufstellung	13
1. Etappe – Anfangskilometer	15
2. Etappe – Mallorca	21
3. Etappe – Autofahrer	27
4. Etappe – Trainingsgruppe	33
5. Etappe – Mountainbiking	37
6. Etappe – Hunde	45
7. Etappe – Polizeimotorrad	47
8. Etappe – Zeitfahren	53
9. Etappe – Über alle Berge	57
10. Etappe – Tuning	65
11. Etappe – Ein Tag im Leben	71
12. Etappe – Norwegen	75
13. Etappe – Osenberg	79
14. Etappe – Eine RTF ist kein Rennen	81
15. Etappe – Roubaix	91
16. Etappe – Hungerast	95
17. Etappe – Expedition	99
18. Etappe – Jedermänner	103
19. Etappe – Siegprämie	107
20. Etappe – Bergpreis	109
21. Etappe – Rasender Reporter	113
22. Etappe – Langdistanz	117

23. Etappe – Eine Reise nach Paris	125
24. Etappe – Zuschauer	131
25. Etappe – Eiskalt erwischt.	137
26. Etappe – Die Triathletin	145
27. Etappe – C-Rennen	151
28. Etappe – Sparringspartner	155
29. Etappe – Santiago de Compostela	159
30. Etappe – Öztaler	163
31. Etappe – Doping.	169
32. Etappe – Radkeller	171
33. Etappe – Velodrom	177
34. Etappe – Vollprofi	181
Schlussetappe	185
Finale	191
Ausrollen	197
Siegerehrung	201
Erste Stimmen zu diesem Buch.	204

Obwohl es sich bei sämtlichen Geschichten um wahre Begebenheiten handelt, sind alle Namen frei erfunden. Sollte dennoch jemand meinen, sich wiederzuerkennen, liegt es bestimmt daran, dass alle Radfahrer irgendwie gleich sind. Manche Erlebnisse wurden aus dramaturgischen Gründen in einer Geschichte zusammengefasst.

Die Chronologie könnte eventuell nicht ganz stimmen, denn der uns mit seinen Erinnerungen durch das Buch führende Erzähler liegt währenddessen im Krankenhaus und steht dabei vermutlich unter dem Einfluss intravenös zugeführter Dopingmittel.



Aufwärmrunde

Es ist kurz nach Mitternacht. Weit entfernt krachen die letzten Donnerschläge eines abziehenden Gewitters. Vereinzelt fallen noch einige Regentropfen. Ansonsten hört man nichts in dem belgischen Ardennendörfchen Bastogne. Außer ein paar metallisch kratzenden Schritten vor der örtlichen Filiale der ING Banque de Belgique.

Im Halbdunkel des schwachen Lichts der Straßenlaternen nähert sich beinahe geräuschlos ein Mann. Kurz darauf macht er sich an der Eingangstür zu schaffen und wirft immer wieder unruhige Blicke hinter sich und zum Himmel. Er zieht einen kleinen Gegenstand in der Größe einer Scheckkarte seitlich des Türgriffs auf und ab. Ganz eindeutig: Er manipuliert an der Sicherheitstür und will sich offenbar mitten in der Nacht Zugang verschaffen.

Da geht urplötzlich die Beleuchtung im Vorraum an, und gleichzeitig öffnet sich die automatische Tür. Ein warmer Luftstrom aus dem Innenraum der Bank ist in der feuchtkalten Nacht zu spüren. Der eigenwillig maskierte Mann nimmt einen kleinen Rucksack ab und dreht sich nun nach einem etwas größeren Gerät um, das er in die Bank schieben will.

In diesem Moment schließt sich die schwere Tür der Bank wieder mit einem satten »Klack«. Der Mann reißt verwundert die Augen auf. Damit hat er offenbar nicht gerechnet. Sein Plan scheint nicht ganz aufzugehen. Er versucht, zunehmend nervöser, nochmals mit der Karte die Tür zu öffnen, doch das raffinierte Sicherheitssystem verwehrt ihm einen erneuten Zugang innerhalb eines gewissen Zeitfensters. Jetzt muss schnell ein Entschluss gefasst werden.

Mit einer warmen Übernachtung wird es hier nichts. Dem Mann bleibt nichts anderes übrig, als wieder auf sein Rennrad zu steigen, die Regenpause für beendet zu erklären und seine Reise durch die Nacht fortzusetzen.

Ohne zu pennen durch die Ardennen. So fährt er also weiter auf seiner Tour nonstop nach Paris.

Startaufstellung

Mein Vater ist 80 Jahre alt und spielt immer noch zweimal die Woche Tennis. Das macht er schon seit seiner Jugend. Tennis scheint also ein sehr gesunder Sport zu sein. Mein Ding ist es aber nicht, nie gewesen, trotz einiger Erfolge als Heranwachsender.

Ich bin jetzt Mitte vierzig und liege im Krankenhaus. Nicht zum ersten Mal nach einem Fahrradsturz. Man vergisst oder verdrängt seine Unfälle ja gerne. Aber jetzt, wo ich darüber nachdenke, fallen sie mir alle wieder ein. Selbst mein erster Sturz als fünfjähriger Fahranfänger beim Umkurven des ersten Hindernisses meines Lebens ist mir noch präsent. Oder einer, den ich im Teenageralter hatte, als mir bei einem Rad mit Rücktrittbremse im Bergabfahren die Kette abflog, ich aber im wilden Rodeo den Absprung im Seitengraben »stehen« konnte.

Es gab sogar einen spektakulären Sturz bei einem Kinderrennen, der mir gerade wieder einfällt. Die Ziellinie war irrsinnigerweise eine Bordsteinkante. Ich hatte gewonnen, fand mich aber nach meinem Flug über einen Zaun im weichen Gebüsch wieder. Nach diesem Sieg hätte ich eigentlich das Signal des Schutzengels erkennen und meine Radfahrerkarriere sofort beenden müssen. Komisch, und ich hatte mir bis eben noch eingeredet, mein einziger Unfall sei meine Schulterreckgelenksprengung vor ein paar Jahren gewesen. Als ich meinen Mountainbikefreunden im »Bombenkrater« zeigen wollte, wie man die Schanze richtig springt. Da lag ich dann mit »Tossy III«, musste die Bänder operieren lassen und konnte wochenlang nicht aufs Rad.

Aber auch bevor ich meine Leidenschaft zum Radsport entdeckte, gab es dramatischere Unfälle. Dazu gehört die Kollision mit einem Auto, das mich beim Spurwechsel übersehen hatte und mich mit der Kraft einer umstürzenden Hauswand einfach zu Boden warf. Ebenso ein Unfall, bei dem ich in eine Straßenbahnschiene geriet und nach einem Salto mortale auf dem Heck eines gelben Opel Kadett landete.

Bei dem Klassiker, dem Flug über eine sich öffnende Autotür, hatte ich noch Glück, dass zwei Notärzte in Zivil im Wagen saßen. Der Aufprall kam wie der berühmte Boxschlag in einem schwarzen Tunnel. Ich knallte gegen die Tür des Golfs und schrammte schon im nächsten Augenblick mit dem Gesicht über den Radweg. Trotz der Soforthilfe der beiden Ärzte fiel ich wiederholt in Ohnmacht und wurde mit einem Rettungswagen zur stationären Behandlung ins

Krankenhaus gebracht. Hey, die haben nicht mal das Blaulicht angemacht! Wochenlang lief ich danach mit dem aufgeschürften Gesicht eines Zombies herum.

Die Kollision mit dem fahrenden Audi war weniger schmerzhaft, aber weit- aus gefährlicher. Ich kugelte durch den fließenden Verkehr einer vierspuri- gen Straße und glaubte, gleich sterben zu müssen. Die Innenflächen meiner Hände, mit denen ich den Großteil des Aufpralls abgefangen hatte, schmerzten noch einen ganzen Monat lang. Zum Glück hatte ich früher beim Judo das richtige Abrollen gelernt.

Der Autofahrer stieg aus, besah sich die Lackkratzer an der rechten Seite sei- nes Wagens, beschimpfte mich, setzte sich wieder ins Auto und verschwand. Eindeutig Fahrerflucht. Es gab zwar drei Zeugen, die alle etwas anderes gese- hen hatten, aber niemand hatte sich das Autokennzeichen gemerkt.

Weil mir der Audi schon vorher wegen seiner blöden Fahrweise aufgefallen war, wusste ich, aus welcher Seitenstraße er gekommen war. In den folgenden Tagen durchsuchte ich in detektivischer Kleinarbeit so lange das Viertel, bis ich den Audi mit den Lackkratzern bei der Polizei melden konnte. Als Vorbestrafter wusste der Fahrer, dass es besser war, die Aussage zu verweigern. Wenigstens erhielt ich ein Schmerzensgeld.

Bei diesen Unfällen damals war ich natürlich ohne Helm unterwegs gewe- sen. Ebenso bei meiner ersten MTB-Tour in den Alpen, 1988 auf dem Engadi- ner Höhenweg, wo ich mit Turnschuhen, Tennishose und Polohemd bekleidet den Blick in die schöne Landschaft schweifen ließ, anstatt auf den Trail zu ach- ten. Prompt kam ich vom Weg ab und stürzte kopfüber in ein Geröllfeld. Das alles hätte viel schlimmer ausgehen können. Aber jetzt liege ich schon wieder im Krankenhaus und frage mich ernsthaft, ob Radfahren wirklich gesund ist.

I. Etappe

Anfangskilometer

Es war ein entscheidender Tag im Herbst und der Beginn einer wunderbaren Freundschaft, als ich nach meiner Mittagspause im Büro den Entschluss fasste: Jetzt werde ich ein Mountainbiker! Die Jahre davor hatte ich so gut wie überhaupt keinen Sport mehr getrieben. Der Job machte mir keinen Spaß. Das konnte so nicht weitergehen. Ich brauchte etwas, worin ich wieder Ausgleich, Anerkennung und ein positives Lebensgefühl finden konnte. So begann meine Entwicklung vom Gelegenheits- zum Freizeit-, zum Hobby-, zum Lizenz-, zum Extremradfahrer.

Als Erstes musste ein neues Rad besorgt werden. Meine Freundin wollte mich beim Einkauf unbedingt begleiten. Wohl um sicherzugehen, dass ich auch wirklich ein cooles Bike erstehen würde. Wenn sie geahnt hätte, welche Veränderung diese Anschaffung mit sich bringen würde, hätte sie mich bestimmt zum Kauf eines Klaviers zu überreden versucht.

Mit Cowboystiefeln betrat ich damals den Laden und geriet an einen Verkäufer, der mir einen ellenlangen Vortrag über Metalllegierungen hielt. Dabei war die Sache ganz einfach: 1500 D-Mark sollten investiert werden, und die Rahmenfarbe musste gut aussehen. Dass es verschiedene Schaltungen oder gar Naben gab, war mir weder bewusst noch interessierte es mich. Die passende Fitness war ja auch nicht vorhanden.

Sportkleidung bedeutete: lange, weite Jogginghosen und Baumwoll-Sweatshirts. Und in diesem Outfit fuhr ich mit meinem Freund Sven im Wald querfeldein oder über Großbaustellen wie die angeschütteten Seitenwände einer neuen Autobahn. Da stürzten wir uns Abhänge hinunter, die ich heute als unfahrbar einstufen würde. Im Sommer trugen wir nur Boxershorts, die bei solchen Aktionen gerne mal am Sattel aufrissen. Hatte das Laufrad dann einen Achter, glaubte ich, das Fahrrad hätte einen Totalschaden. Am Ende unserer Touren riefen wir uns stolz die Zahl auf unserem Tacho zu: 13 Kilometer!

In einem nächsten Schritt kauften wir uns Radbeleuchtung und konnten von da an auch im Winter abends fahren. Waren wir nicht total extrem? Es gab bestimmt niemanden außer uns, der so etwas machte, dachten wir. Aber das alles taten wir nur sporadisch.

Bis ich dann auf eine Gruppe von Leuten traf, die sich gerade erst kennengelernt hatte und die genauso naiv wie ich in die Welt des Radsports vorstieß.



In dieser Zeit sagte jemand auf einer Geburtstagsparty zu meiner Freundin: »Dein Freund fängt mit Radsport an? Den wirst du jetzt immer seltener sehen!« Sie lächelte gequält, und ich verstand nicht, was er damit ausdrücken wollte. War ich doch immer nur eine Stunde weg gewesen.

Ich saß also im Büro und dachte mir kurze Touren aus, die ich täglich nach Feierabend in die Tat umsetzte. Von der Haustür aus ging es zuerst in einen tollen minutenlangen Downhill, und schon nach wenigen Sekunden hatte ich den ätzenden Büroalltag vergessen. Langsam, ganz langsam weiteten sich die Touren und damit auch die Ortskenntnis aus.

Mein täglicher Arbeitsweg betrug damals nur 15 Kilometer. Um dem Berufsverkehr im Stadtzentrum zu entgehen, lud ich mein Rad manchmal morgens in meinen VW-Bus und fuhr die halbe Strecke mit dem Auto, um dann den restlichen Weg mit dem Fahrrad zurückzulegen. Ziemlicher Quatsch, würde ich heute dazu sagen. Meine Freundin fand das damals schon unsinnig und meinte, ich solle ausschließlich mit dem Auto fahren. Eine gute Radtrainerin wäre aus ihr wohl nicht geworden. Ihr taktischer Ratschlag bestand später immer nur aus einem »Fahr schön vorsichtig!«.

Motiviert wurde ich durch die Zeitschriften *Bike* und *Mountainbike*. Während ich abends im Bett die Fachmagazine durchblätterte, lag meine Freundin neben mir und las die *Freundin* oder irgendeine Mordgeschichte. Komisch eigentlich, dass ich mich nachts trotzdem immer sicher fühlte.

Inzwischen trug ich Radhosen mit Sitzpolster, die sich zugegebenermaßen zu Anfang anfühlten wie vollgeschissene Windeln. Nach kleinen Ausrutschern im Wald trug ich schöne gehäkelte Radhandschuhe, damit sich keine Steinchen mehr in die Handinnenflächen bohren konnten. Zu jeder Fahrt zog ich jetzt außerdem meine tolle neue Regenjacke an, auch im Sommer. Es gab ja niemanden, der mir Tipps geben konnte, und meine neuen Radfreunde waren teilweise zwar stilsicherer, aber trainingstechnisch ebenso ahnungslos wie ich.

Letztendlich war es aber diese Gruppe – sie sollte später unter dem Teamnamen »Radexpress« für Aufsehen sorgen –, die mir den richtigen Schub gab. Die Strecken wurden immer länger, das Tempo immer höher, die Wege immer komplizierter. Außerdem musste ich ein Rennrad kaufen, um auch bei den RTFs dabei sein zu können. Bei meiner ersten RTF war ich noch mit dem MTB auf Slicks gefahren, und wir hatten zwei Frauen in der Gruppe. Kein Wunder, dass sich kein Rennopa von zwei Mädels und einem »Traktor« überholen lassen wollte. Wir mussten einen 35er-Schnitt im hügeligen Gelände fahren, um alle abzuhängen. Dennoch kamen wir geschlossen zum letzten Anstieg. »Hey, ich habe 100 Kilometer auf dem Tacho!«, rief ich hocheifrig. »Und ich habe noch Kraft!« Nie zuvor war ich so weit gefahren und hatte im Peloton einen

ähnlich dummen Spruch gebracht. Das Tempo zog nun dermaßen an, dass ich ganz schnell hinten rausflog. Mit der Folge, dass ich noch mehr trainierte, damit mir das nicht noch einmal passierte.

Und ich fuhr weiterhin abenteuerliche Touren mit Sven in den Alpen. Wir übernachteten bei einer Fahrt durch das Karwendel nicht in Berghütten, sondern höchstens in verfallenen Heuschobern, vorzugsweise ohne Bodenbretter, aber voller Kuhscheiße.

Noch angenehmer wurde es auf einer brillant geplanten Tour zur Uina-Schlucht Anfang Mai. Wir blieben schon kurz hinter Ischgl im knietiefen Schnee stecken. Also schliefen wir wie gewohnt erst mal in einer verfallenen Hütte, ohnehin total übermüdet von der nächtlichen Anreise auf der Autobahn. Außerdem konnten wir die Bikes nur in den ganz frühen Morgenstunden ohne allzu tief einzusinken über den dann noch gefrorenen Schnee zum Futschölpass schieben und tragen.

Während dieser Strapazen schrien wir uns lautstark an und schworen uns, ähnliche Touren nie wieder mit dem jeweils anderen zu machen. Vermutlich in höchster Lawinengefahr bewegten wir uns nur schrittweise vorwärts und brachen immer wieder bis zur Hüfte in den Schnee ein. Eine Gruppe von Skitourengehern grüßte uns wortlos beim Überholen. Hysterische Lachanfalle überkamen uns angesichts der schier endlos scheinenden weißen Weite vor uns. Aber letzten Endes erreichten wir irgendwann auf der anderen Seite einen fahrbaren Pfad in Richtung Unterengadiner Tal und waren die glücklichsten Menschen der Welt.

In der berühmten Uina-Schlucht gab es dann angesichts der Schneemasen endgültig kein Weiterkommen mehr. Wir mussten umkehren. Nach einer weiteren Nacht in einer zugigen Scheune bekamen wir auf dem Rückweg über das Zemblasjoch wieder eine traumhafte Schneelandschaft präsentiert. Die Frau im Verkehrsamt von Samnaun hatte noch gesagt, ein Durchkommen sei unmöglich. Die hatten doch alle keine Ahnung!

Es folgten erste Teilnahmen an Rennen. Bei der Inspektion der Strecke am Vorabend des Uphill-Rennens war ich mir sicher: NIEMAND außer mir würde die steile Skipiste überhaupt hochfahren können. Auf dem Parkplatz einer Bergbahn bei St. Moritz erfolgte ein Le-Mans-Start. Ich war zwar nicht, wie ich mir vorgenommen hatte, als Erster bei meinem Bike, lag aber nach der zweiten Kurve in Führung. Die wollte ich nun nicht mehr abgeben, was mir auch bis zur nächsten Ecke gelang, wo der eigentliche Anstieg begann.

Den Zuschauern war ich mit meiner gefleckten Kuh-Hose längst aufgefallen. Doch nun wurde ich ganz schnell selbst zum Zuschauer. Die Hälfte des Feldes war nämlich in der Lage, das Tempo auch im Anstieg hoch zu halten und reichte mich durch wie einen stehenden Eimer. Ich traute mich nicht, mich

umzusehen, in der Angst, längst Letzter zu sein, und war froh, die Rampen hochzukommen, ohne absteigen zu müssen.

Ein paar Körner hatte ich mir für den Zielsprint aufgehoben. Wozu eigentlich? Ich wurde bester Deutscher, wobei ich nicht mehr weiß, ob überhaupt noch ein weiterer am Start war. Das nächste Rennen gewann ich dann sogar in meiner Altersklasse. Auf Fuerteventura. Der Prophet gilt eben nur in der Ferne etwas ...

Ein erster Tipp:

*Hast du beim Radfahren Seitenstechen,
steig' niemals als, sonst musst du brechen!*